



TITUS
MÜLLER

VOM GLÜCK
ZU LEBEN



Das kleine Buch für
Lebenskünstler

LIMITIERTE
JUBILÄUMS-
EDITION

BRUNNEN

seit 1919

Dieses Buch ist eine Sonderausgabe der beiden Titel von Titus Müller:
„Vom Glück zu leben“ und „Das kleine Buch für Lebenskünstler“.

© 2018 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Eva-Maria Busch
Umschlagfoto: Shutterstock
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-0677-2
www.brunnen-verlag.de



Inhalt



Vom Glück zu leben

Zu diesem Buch	7
Heimlich verbündet	9
Kleine bunte Zettel	11
Kopfrechnen und Schuhe zubinden	13
Der Flügelschlag einer Mücke	16
Gedichte, Mühlen und verlassene Bahnwärterhäuser	18
Was Robinson Crusoe glücklich machte	20
Die zauberhafte Schönheit des Morgens	22
Dem Einerlei entkommen	24
Zeitreise	26
Mahnungen am Kühlschrank	29
Du hast Zeit	31
Vom Glück zu leben	33
Raumstationen und Freizeitparks	36
Vom Fernweh schrei einer Lokomotive	38
Besser eine Hand voll mit Ruhe	40
Glasmurmeln	41
Manchmal genügt ein Bahnhofsdach	43
Geschlossene Augen	45

Warum hat der Mann einen Hut auf?	47
Minuten trinken	49
Ein Kompliment an die Nase	51
Der Käfig ist offen	53
Der Rat der Sonnenuhr	55
Freiheit	57
Zeitpuffer	60
Freiwillig Französisch	62
Mit zusammengekniffenen Augen in die Sonne schauen	65
Durch die Stadt laufen	67
Die Faszination des Lebens	69
Respektlose Biber	70
Kurskorrektur	72
Vom Schlafen und Träumen	74
Ein König, ein Löwe und ein Kind	77
Dringendes und Wichtiges	79
Klettern nur bis zwölf Jahre?	80
Tun Sie mal wieder etwas Sinnloses!	82
Die Zeit vergessen	84
Warum uns 4 x 7 gefällt	85
Wir und der Rest der Welt	87
Bin ich liebenswert?	89
Alte Briefe und ein Fußbad	91
Freude an neuen Ideen	94
Eine zerrissene Jacke gibt Freiheit	96

Inhalt



Das kleine Buch für Lebenskünstler

Positive Vorurteile	101
Der Duft von Sonnencreme	103
Der „Ich-koste-alles-pur“-Tag	105
Unerfüllte Wünsche	107
Wolkentage	108
Ein Leben, das Danke sagt	110
Regen in London	113
Banksy verblüfft die Welt	115
Herr S.	118
Privilegien	120
Manager	123
Quakenbrück und Goldene Klinke	125
Gut von sich denken	126
Jubeljahre	128
Mit anderen lächeln	131
Gott spielt im Dunkeln Gitarre für mich	133
Ein Nest mitten im Weltraum	136
Warnungen im Kopf	137
Wie Gott uns berührt	139

Wir dürfen nicht blind werden	142
Alte Leute mit Humor	145
Adventskalender	146
Mann, Frau, Leistung	149
Mein außerirdischer Freund	152
Gras, Luft, Licht	156
„Schuhe kaputt?“	159
Charlie Chaplin	161
Hören wir noch zu?	163
Heute lebe ich!	165
Mehr wäre möglich	167
Barfuß im Schnee	170
Picknick im Reichstag	172
Das Bild im Kopf	173
Auf den zweiten Blick	176
Theaterprobe	179
Ein funkelnagelneues Fahrrad	181
Verspielt durch den Alltag	183
Die Wunde	185
Wir sind alle mal Tölpel	187
Keine Angelhaken schlucken	190

Vom Glück zu leben



Zu diesem Buch

Wer legt sich heute noch auf eine Wiese und schaut den Wolken nach? Wer kennt noch Dämmerstündchen mit gegenseitigem Geschichtenerzählen? Wir rattern durch den Tag wie kleine Aufziehpuppen, ständig überdreht. Einmal richtig abzuschalten, das fällt uns schwer.

Mir jedenfalls ging es so, und deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Ich wollte herausfinden, wie man die kleinen Wunder des Lebens wieder aufspürt.

Titus Müller

Heimlich verbündet

Haben Sie einmal einen Fremden angelächelt und Ihr Lächeln wurde erwidert? Das sind Momente, in denen man sich mit der ganzen Welt verbunden fühlt. Alle Fugen sind gekittet, alle Sorgen gegenstandslos. Das Lächeln ist ein Geschenk, das man den ganzen Tag mit sich herumträgt. Es leuchtet, es funkelt. Ich behaupte, dass andere noch nach Stunden von unserem Gesicht ablesen können, dass wir mit einem fremden Menschen ein Lächeln ausgetauscht haben.

Wir hängen dabei nicht von Konventionen ab oder von Verwandtschaft. Wir denken nicht an berufliches Vorankommen und daran, dass später mit gleicher Münze erstattet werden wird. Wir schenken und werden beschenkt, *einfach so*. Es ist selten geworden, das Gute, das man *einfach so* erlebt und weitergibt.

Auf meinem Schulweg grüßte ich jeden Morgen einen Mann, ohne ihn zu kennen. Ich weiß nicht mehr, wer von uns damit anfang, in jedem Fall war es bald eine Gewohnheit, ein guter Brauch. Wohin er ging, habe ich nie erfahren. Unsere Wege kreuzten sich zur immer gleichen Uhrzeit am immer gleichen Ort. Wir haben kein Wort gewechselt, nur gelächelt haben wir, weil dieses Zusammentreffen ein Geheimnis war, das wir teilten: Das kurze Heben der Hände machte uns zu Vertrauten. Bald freute ich mich darauf, bald hielt ich nach ihm Ausschau, wenn ich in die Nähe unseres Treffpunktes kam. Was wird er über mich gedacht haben, das Schulkind, das ihn jeden Morgen anlächelte? Ich erinnere mich an seinen roten Bart, die vom Wind zerzausten Haare, den Großvaterblick. Morgen für Morgen gaben wir uns ein Signal: Du bist ein Mensch. Schön, dich wiederzusehen.

Ab und zu gelingt es mir auch heute noch, mit wildfremden Leuten einen freundlichen Blick auszutauschen. Der Mann am

Postschalter, die unbekannte Frau am Bahnhof, die es stört, dass der Zug Verspätung hat, der Glatzköpfige, der mir auf dem Gehweg entgegenkommt. Probieren Sie es aus! Unsere Zivilisation lehrt uns, anderen Menschen emotionslos und mit nur kurzem, geschäftsmäßigem Gruß – wenn nicht gleich ganz ohne Gruß – zu begegnen. Aber der Freudensprung, den mein Herz macht, wenn ich menschliche Wärme mit Unbekannten austauschen darf, lässt mich glauben, dass es anders besser wäre.

Natürlich ist es nicht ohne Gefahr, sich der gesellschaftlichen Norm entgegenzustellen. Fremde vom anderen Geschlecht könnten meinen, Sie wären an ihnen als Partner interessiert; Unbekannte Ihres Alters könnten sich verspottet fühlen. Ich will keinesfalls Verwirrung stiften. Ich glaube allerdings, dass es eine Art von Lächeln gibt, die entwaffnet, entwirrt, Freude macht und vor allem daran erinnert, dass wir alle Geschöpfe des einen Gottes sind. Nicht Rivalen, die um ein paar Euro kämpfen oder um die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen, sondern Gefährten, die sich an ähnlichen Dingen erfreuen.

Vor einem Bewerbungsgespräch hört man von seinen Freunden oft den Rat, man soll sich den strengen Herrn oder die strenge Dame vorstellen, wie sie gerade die Toilette aufsuchen, damit einem klar wird, dass auch sie nur gewöhnliche Menschen sind. Ich stelle mir lieber etwas anderes vor. Im Seminar für mittelalterliche Geschichte bemerkte ich einen Ring am Finger meines Professors. Er ist verheiratet? dachte ich. Womöglich hat er sogar Kinder? Ich malte mir aus, wie zwei kleine Jungen an seinen Beinen heraufspringen, wie er seiner Frau einen Begrüßungskuss gibt und das Jackett auf einen Stuhl wirft. Was denken sie von ihrem Vater, der so viel über das Mittelalter weiß? Ist seine Frau stolz auf ihn? Vielleicht haben sie geheiratet, als er noch ein einfacher Student war. Und nun ist er Professor.

Im Zug sehe ich manchmal jemanden weinen. Ich frage mich: Musste sie gerade Abschied nehmen von ihrem Freund? Oder für lange Zeit fortgehen von zu Hause? Wenn ein Kind quengelt,

schiebe ich den Ärger beiseite und denke stattdessen darüber nach, wo Mutter und Kind wohl eingestiegen sind, wie lange sie schon fahren, wie sehr sich die Mutter auf die erlösende Ankunft freut. Sie hat vielleicht noch einen Apfel in der Tasche, der das Kind beschäftigen würde, hebt ihn aber für die letzte Stunde auf. Es ist ihr unangenehm, dass ihr Sprössling so laut ist, sie weiß, dass das Geschrei den anderen Reisenden auf die Nerven fällt. Ihre Körpersprache verrät, dass sie sich schämt. Ich lächle ihr zu, um zu sagen: Es ist alles in Ordnung. Sie Arme! Nicht leicht, oder? Und schon sind wir heimlich verbündet. Wie ein Vertreter der anderen Reisenden sage ich ihr durch das Lächeln: Wir halten Sie nicht für eine schlechte Mutter und Ihr Kind nicht für eine verzogene Göre. Ist doch alles verständlich bei einer so langen Zugfahrt. Sie schlagen sich tapfer.

Probieren Sie das mal aus, nur mit einem Blick und einem Lächeln zu kommunizieren! Wagen Sie sich an einen fremden Menschen heran. Und gehen Sie ruhig davon aus, dass all die Leute in der U-Bahn, die Kollegen im Betrieb und die Wartenden an der Aldi-Kasse ähnliche Probleme haben wie Sie. Jeder Mensch ist anders, aber Menschen sind wir alle. Wesen, denen ein Lächeln heilsame Medizin sein kann.

Kleine bunte Zettel

Wofür strampeln wir uns vom Morgen bis zum Abend ab? Es ist lachhaft. Für kleine Zettel, vierzehn mal acht Zentimeter groß, in hässlichen Farben bedruckt. Kleine bunte Zettel, die wir in unserem Portemonnaie sammeln, Papierfetzen, die wir immer wieder nachzählen und der Bank zum Hüten geben.

Moment, wenden Sie ein, diese Papierfetzen kann man gegen eine Menge eintauschen: ein neues Auto, einen Flug dahin, wo es

warm ist, einen Hamburger Royal TS bei McDonald's. Sie haben recht. Und es ist nichts einzuwenden gegen ein neues Auto, eine Reise oder einen Hamburger Royal TS. Gefährlich wird es, wenn wir uns von diesen bunten Zetteln niederdrücken lassen. Einem gesunden Menschen – und die sind selten geworden – wiegt ein solcher Zettel nur wenige Gramm. Den meisten wiegen sie etliche Kilogramm, nicht wenigen wiegen sie Tonnen. Wird das Portemonnaie gestohlen, vergießen wir mehr Tränen als über einen traurigen Brief. Kostet das Benzin einige Cent mehr, reden wir inbrünstiger und häufiger darüber als ein Frischverliebter von seiner neuen Verehrten. Die bunten Zettel kleben an uns wie Blut-sauger. Sie verstopfen uns die Ohren, die Augen und den Mund.

Sie glauben das nicht? Dann machen Sie sich für ein paar Minuten frei von ihnen. Es wird ein Erlebnis sein, das Sie so schnell nicht wieder vergessen. Verschenken Sie Geld. Nicht einen Euro. Mehr. Ein Schein sollte es sein, wenn Sie mögen, ein größerer. Gehen Sie in die Stadt, irgendwo wird jemand betteln oder so aussehen, als hätte er es nötig, dass man ihm zeigt, dass die Menschheit doch noch nicht so tief gefallen ist, wie es immer den Anschein hat.

Sie denken, dass es wehtun wird, wenn Sie so viel Geld verschenken? Beobachten Sie sich. Es tut nicht weh. Es gibt Ihnen ein Gefühl der Freiheit. Geld beherrscht Sie nicht. Besitz beherrscht Sie nicht. Sie sind nicht wertvoll, weil Sie viel haben, sondern weil Sie selbst – ob nackt oder im Nadelstreifenanzug, ob in Lumpen oder im Versace-Kleid – ein kostbares Wesen sind.

Nebenbei bemerkt, der Beschenkte wird sich wundern. Der, den ich ausgewählt habe, bettelte in der U-Bahn. Als ich ihm den Geldschein gab, blieb er stehen und starrte mich an. Fassungslosigkeit im Gesicht. „Das ist ein Wort“, sagte er, wollte weitergehen, blieb dann noch einmal stehen und schaute. Es hat ihn offensichtlich verwirrt. Mir war es peinlich. Dann, als ich ausstieg und durch die Stadt lief, fühlte ich mich frei, als könnte ich fliegen.

Auch John D. Rockefeller musste lernen, den Wert des Geldes

richtig einzuordnen. Jahrzehntlang führte er Buch über seine Ausgaben wie ein Schatzhüter. (Die 118 Dollar, die er für den Verlobungsring seiner zukünftigen Frau ausgab, verbuchte er in der Rubrik „Diverse Ausgaben“.) Ihm, dem damals reichsten Mann der Welt, fiel es schwer, Geschenke zu machen. Er schrieb einmal an einen Mitarbeiter: „Ich stecke in Schwierigkeiten, Mr Gates. Der Druck dieser Anfragen um Geschenke ist zu groß geworden, um ihn ertragen zu können. Ich bin so gebaut, dass ich unfähig bin, Geld wegzugeben, bis ich nicht genauestens festgestellt habe, ob der Zweck es wert ist. Diese Untersuchungen kosten mich inzwischen mehr Zeit und Kraft als Standard Oil selbst.“

Schließlich, mit 53 Jahren, war Rockefeller so krank, dass die Ärzte bezweifelten, dass er seinen 54. Geburtstag noch erleben würde. Er litt unter Nervenzusammenbrüchen, verlor alles Haar, selbst die Augenbrauen, und konnte weder richtig essen noch schlafen. Da entschied er sich, anders mit seinem Geld umzugehen. Er gründete die Universität von Chicago, baute Kirchen, spendete an zahlreiche Organisationen. Er rief die Rockefeller-Stiftung ins Leben, der wir die Entdeckung des Penizillins verdanken. Bald ging es mit seiner Gesundheit bergauf. Rockefeller wurde 98 Jahre alt. Von seinem Reichtum, der auf dem Höhepunkt 900 Millionen Dollar umfasst hatte, gab er bis 1929 allein an die Rockefeller-Stiftung 235 Millionen Dollar ab. Als er 1937 starb, besaß er nur noch 26.410.837 Dollar. Er hatte seine Lektion gelernt.

Ist unser Weg nicht kürzer als seiner?

Kopfrechnen und Schuhe zubinden

Alles wird teurer! Die Zeit reicht für nichts mehr! Es geht einfach nicht voran! Unzufriedenheit ist zum Dauerzustand geworden. Wir klagen über alles und jedes. Nun kann

Meckern ja durchaus Spaß machen. Man lässt so herrlich Dampf ab dabei – für eine Weile. Auf die Dauer macht uns Missmut allerdings blind und undankbar. Schon gemerkt? Denken Sie mal darüber nach: Wann sind Sie das letzte Mal mit einem Lächeln aufgewacht?

Der hartnäckigste Grund, um unzufrieden zu sein, ist die Enttäuschung über sich selbst. Vielleicht sind Sie durch eine Prüfung gefallen. Oder Sie kommen sich schwach und unbegabt vor, weil Ihnen nicht gelingen will, was Sie sich erträumt haben. Dann probieren Sie es doch mal mit diesem alten Wanderertrick: Wenn ein Bergsteiger müde wird und der Gipfel unbezwingbar erscheint, blickt er zurück. So viel ist schon geschafft! So weit ist er schon gelaufen.

Manchmal ist es einfach an der Zeit, dass man sich lobt, dass man sich freut über das bereits Erreichte – und neues Vertrauen in die eigenen Kräfte gewinnt. Diesen Blick zurück haben wir verlernt, die Zufriedenheit vergessen, die einen dabei durchströmt. Es ist für einen modernen Menschen befremdlich, sich von seinen Zielen abzuwenden und rückwärts zu schauen. Unsere schwächlichen Rettungsversuche lauten: Das wird schon wieder. Nur nach vorn schauen. Dabei liegt die Lösung oft hinter einem, da nämlich, wo die eigene Kraft eine sichtbare Spur hinterlassen hat und Mut machen kann.

Versuchen Sie einmal den Blick in Ihre Vergangenheit? Es gibt viel, auf das Sie stolz sein können! Allein schon das Lesen! Erinnern Sie sich, wie es war, als Sie noch nicht lesen konnten? Ich weiß noch, wie ich als Kind im Bad eine Flasche Shampoo in den Händen gedreht habe. Diese seltsamen Muster! Das war Schrift, ein Geheimnis, von dem ich glaubte, es niemals lösen zu können. Heute sitze ich am Computer und füge die geheimnisvollen Schriftzeichen in rasender Geschwindigkeit aneinander, fast so schnell wie ich spreche. Und es ist zur Selbstverständlichkeit geworden.

Sie dürfen sich wundern über sich selbst. Ihre Augen wandern

über diese Seite, und Sie entschlüsseln ihren Sinn. Das haben Sie mühsam gelernt in den ersten Schuljahren. Es ist großartig, dass Sie es beherrschen! Wussten Sie, dass Sie nicht einmal die einzelnen Buchstaben lesen? Dass Sie vielmehr den Anfang und das Ende eines Wortes im Vorbeirasen ertasten und den Rest mit einer äußerst guten Trefferquote erraten? Probieren Sie es mal aus: Selsbt wnen die Bcuhassteban drcehuiennaerergaten, knöenn Sie ncoh eknenren, um wlehces Wrot es scih hnadelt.

Sie haben auch anderes gemeistert: Kopfrechnen, die Bedeutung der Verkehrszeichen zu verstehen, die Schuhe zubinden, Höflichkeit, die Uhr zu lesen. Es ergäbe eine unglaubliche Liste, würde man alles aufzählen, was Sie seit Kindheitstagen gelernt haben. Sie können stolz sein auf das, was Sie bisher geleistet haben. Staunen Sie ruhig darüber. Und haben Sie Selbstvertrauen. Sie werden auch in der Zukunft vieles lernen und bezwingen.

Staunen, sagen Sie, staunen, obwohl das doch jeder kann? Es meldet sich die zynische Stimme, die uns die Leistungsgesellschaft in den Kopf gepflanzt hat. Warum nörgelt sie herum? Weil sie Ihnen weismachen will, dass Sie überlegen zu sein haben. Dass es nicht genügt, in Ordnung zu sein.

Stellen wir uns Europa als ein Dorf vor. Der Bäcker backt die Brote, weil er das besser kann als jeder andere im Ort. Der Schuhmacher näht die Schuhe. Der Busfahrer bringt die Leute zum Bahnhof, und die Lehrerin bringt den Kindern Englisch bei. Jeder wird gebraucht, denn der Bäcker will Schuhe anziehen, der Schuhmacher Brot essen, die Lehrerin zum Bahnhof fahren und der Busfahrer seine Kinder unterrichten lassen. Jeder tut das, was er am besten kann. Das ist das Bild, das man uns eingepägt hat. Ein zweiter Bauer soll sich gefälligst spezialisieren, eine zweite Lehrerin kann ja Mathe unterrichten. Einen Landstreicher brauchen wir überhaupt nicht. Richtig?

Falsch. Der Busfahrer ist nicht weniger wert, wenn er im Alter erblindet und nicht mehr hinter dem Steuer sitzen darf. Der Landstreicher hilft den anderen, das Teilen zu lernen. Und wenn es zwei

Bauern gibt oder sogar zwanzig, dann sind die Bauern immer noch nicht weniger wert als der eine Schuhmacher, auch wenn er weniger Konkurrenten hat. Glauben Sie wirklich, Sie sind nur dann kostbar, wenn die Gesellschaft Sie im Augenblick gut gebrauchen kann? Glauben Sie wirklich, Ihr Wert steigt mit Ihrer Leistung?

Wir sind es gewohnt, unseren Wert dadurch zu bestimmen, dass wir uns mit anderen vergleichen. Am besten man macht etwas, das kaum ein anderer tut, dann steht man besser da. (Ich zum Beispiel schreibe Bücher. Das macht in meiner Nachbarschaft niemand. Ein Blick in die Buchhandlung genügt allerdings, um mir die Flausen wieder aus dem Kopf zu treiben.)

Also gar nicht vergleichen? Wie soll man da Erfolgserlebnisse feiern? Der Vergleich mit anderen, die schon weitergekommen sind, ist ein Fehler, den uns die Leistungsgesellschaft antrainiert hat. Gesund ist der Vergleich mit uns selbst – wo wir vor einem Jahr waren, vor fünf Jahren, vor zehn Jahren. Wer würde da nicht lächeln und mutig weiterwandern?

Und was den Wert angeht: Auch wenn ich die Buchhandlung gesehen habe mit ihrer Masse an guten Büchern, pfeife ich ein fröhliches Lied. Ich glaube nämlich nicht an einen Wert durch Bücherschreiben, sondern an ein faszinierendes Überwesen namens „Gott“, das sich gedacht hat: So einen Titus, den brauchen wir, den soll es geben.

Der Flügelschlag einer Mücke

Hicham Dequiedt überholte einen Lastwagen, als sein Auto plötzlich selbstständig auf 190 Kilometer pro Stunde beschleunigte. Über eine Stunde raste er daraufhin die Autobahn entlang, benutzte die Lichthupe, wick anderen Fahrzeugen aus. Es war unmöglich, langsamer zu fahren. Die Bremse reagierte

nicht, die Zündung ließ sich nicht ausschalten, denn Dequiedts Auto, ein Renault Vel Satis, wird anstelle eines Schlüssels mittels einer Chipkarte gestartet. Über das Mobiltelefon alarmierte der 29-Jährige die Polizei. Die gab im Radio eine Warnung für alle Fahrer durch. „Ich habe die Angst meines Lebens ausgestanden“, sagte Dequiedt der Französischen Tageszeitung *Le Parisien*. „Ich dachte, mein letztes Stündlein hat geschlagen.“ Erst 200 Kilometer später konnte er den Wagen zum Halten bringen.

Haben Sie manchmal das Gefühl, Ihr Leben besteht darin, mit Tempo 190 über die Autobahn zu brettern und mühevoll den auftauchenden Gefahren auszuweichen? Halten Sie das Steuer umklammert, unfähig, die Augen von der Straße zu nehmen?

Ein guter Test, ob wir zu schnell fahren, ist die Frage, ob wir noch staunen können. Staunen ist nur möglich, wenn man von Zeit zu Zeit innehält. Hicham Dequiedt hat sicher weder die Landschaft Mittelfrankreichs wahrgenommen, durch die er fuhr, noch interessante Bauwerke, verreisende Familien, Rehe, ein Sonnenblinzeln durch die Wolkendecke – dafür fuhr er zu schnell.

Wir müssen gar nicht weit gehen, um etwas Bestaunenswertes zu finden. Selbst in einer öden, wenig bewunderungswürdigen Umgebung kann man staunen. Soll ich ein Beispiel geben?

Ich habe seltsame Knorpel an meinem Kopf, an jeder Seite einen. Sie fangen Geräusche ein, Töne, Worte. Durch einen Tunnel wird der Schall zum Trommelfell geleitet. Es ist unglaublich, was diese Membran alles an die Gehörknöchelchenkette weitergibt! Ich höre den Flügelschlag der Mücke. Wie ein Summen erscheint er mir, weil sie so schnell die Flügelchen bewegt. Im Dunkeln, wenn ich die Mücke nicht sehen kann, höre ich doch, wo sie sich befindet. Das geht nur, weil ich zwei Ohren habe und nicht nur eins.

Ich höre das zarte Streichen eines Pferdehaarbogens auf einer Violine. Ich höre das Zupfen der Basssaite. Ich höre jemanden flüstern. Ich höre Musik – und die Musik macht mich glücklich.

lich. Ich höre einen Freund meinen Namen rufen. Ich höre den Wind in den Blättern spielen (mein liebstes Geräusch).

Schnee kann ich hören, am Waldrand, ein feines Klirren, tausendfach: Winzige eisschillernde Schneekristalle rauschen auf Äste, Büsche und Vorjahresgras herunter, treiben übereinander, setzen sich fest. Einige Wochen später, im Frühjahr, kauere ich vor einem Ameisenhaufen und höre das Knistern der vielen Beinchen.

Auf einen Klang warte ich noch. Es gibt Radiomoderatoren, deren Stimme uns beeindruckt; wenn sie reden, laufen uns wohlige Schauer über den Rücken. Aber die Stimme, auf die ich warte, wird viel mehr als das tun. Ich stelle sie mir warm vor, tief und seltsam vertraut. Gottes Stimme.

Vielleicht ist es gar nicht so entscheidend, *was* Gott mir als Erstes sagt, wenn ich meinen Fuß auf den Boden der neuen Welt setze. Vielleicht ist es einfach der Klang seiner Stimme, der mich weinen machen wird vor Glück.